

Gedicht = weniger sagen + mehr meinen. Stefanie Golisch stellt uns Charles Wright vor. = ÜBERSETZKUNST

Von Ute Eisinger • erschienen 2015 auf „Fixpoetry“ • durchgesehen VIII|2021

Bevor ein Gedicht zum Leser vordringt, muss es erst einmal durch ihn durch: ernsthaft gelesen, ja erkannt werden – : Mit diesen Worten beschreibt der amerikanische Dichter Charles Wright das Wunder, Einsicht zu erlangen. Auch der Dichter selbst verstünde erst lange nach Fertigstellen des Gedichts, worauf er eine Antwort gefunden hätte.

Was sind Gedichte denn anderes als Wunder im besten Sinn, die mithilfe allgemein benutzter Sprache – in Gedankenschwingungen versetzt – allgemein bekannte Dinge zusammenbringen – zu Weisheiten? Der heute 81-jährige Poet definiert „Gedicht“ als etwas, das „weniger sagt und dafür mehr meint“.

Nach allen nationalen wurde Charles Wright 2014 die höchste Auszeichnung, der Titel eines Poeta laureatus, zuteil. Schon Jahre davor lag eine Auswahl seiner Gedichte auf Deutsch vor, von Stefanie Golisch übersetzt, vom Leipziger Literaturverlag herausgebracht, aber nirgends als die Sensation gewürdigt, die sie darstellt.

Nachdem ich für meine Gedichte zu Werken der Bildenden Kunst – DICHTER KERNE und STRICHE, STERNE – einen Text über Giorgio Morandi geschrieben habe, ist mir Charles Wright, weil auch er sich mit dem Stilleben-Maler aus Bologna auseinandergesetzt hat, zum ersten Mal untergekommen. Wieviel Freude macht eine solche Entdeckung! Für die Vermittlung des amerikanischen Dichters in unseren Wahrnehmungsgesichtskreis, dass sie den Schatz gehoben und zugänglich gemacht hat, kann man Stefanie Golisch nicht genug danken.

Bei all ihrer Federleichtigkeit sind Wrights von Golisch gediegen ins Deutsche gezogene Texte wahrhaftig und gewichtig. Wright bietet in seinen Gedichten Lösungen – um nicht zu sagen Erlösung, die humanistische Version des Heilsversprechens.

Man sollte sich die Originale aus dem Munde des Autors auch anhören. Ganze Lesungen als auch Rezitationen einzelner Gedichte stehen im Netz. Der Dichter hat eine eindrucksvoll ruhige, tiefe Stimme und den leichten Swing der Südstaaten.

Die Botschaften seiner Gebilde verändern den Leser – in aller Bescheidenheit. Wie breite Flüsse, gemächlich, führen sie fruchtbaren Schlamm mit sich. Den sich zum Teil über mehrere Seiten erstreckenden Betrachtungen verleiht Golisch auch im Deutschen den gemessenen Ductus des Originals.

Gibt es den Begriff „Bildungsdichtung“ eigentlich noch? Für Wrights Werk trifft er zu: Der 1935 als Sohn eines Ingenieurs in der Ortschaft Pickwick Dam in Tennessee Geborene erfuhr während seines vierjährigen Diensts in der U.S. Army ein Erweckungserlebnis: Stationiert in Italien, erlebte er von Verona aus Landschaft und Kunst als etwas dem

Alltag und allem bisher Gekanntem wunderbar und fantastisch Verschiedenes. 1959 empfahl dem 23-Jährigen ein schreibender Freund das frühe Ezra-Pound-Gedicht „Blandula, Tenulla, Vagula“ an eben dem Ort zu lesen, den es meint, Catulls Villa bei Sirmione am Gardasee. Das feierlich Hochtrabende der jambischen Pentameter dieses Gedichts aus „Personae“, in dem Pound alle romantischen und antiken Vorläufer mitmeint, hinterlässt bei Wright einen tiefen Eindruck. Es hat sein Leben verändert, wie er später sagt, und erzog ihn zu einem Leser von Dante, T. S. Eliot und Ezra Pound. Letzterer hat vor dem Krieg in der Nähe gelebt, war in Pisa interniert und ist, aus dem St.-Elizabeth-Irrenhaus in Amerika entlassen, in jenen Monaten zurück nach Südtirol gezogen. Vor allem aus den „Pisaner Cantos“ holt Wright sich Empfehlungen für chinesische Dichter, verwendet sie – ohne dass es je zu einer persönlichen Begegnung mit Pound gekommen wäre – als Leseliste seines Bildungsfortgangs.

Über sein neues Dichterleben – ausschließlich für die Poesie, auch im Brotberuf Literaturprofessor – heißt es am Anfang des Gedichts „Jede Landschaft ist abstrakt und neigt zur Wiederholung“, S. 47:

Zu mir selbst kam ich mit einem Stift in der Hand
und einem Blatt Papier vor mir.

In den Jahren

vor dem Stift war ich die Auferstehung.

Wohl ist es kein Zufall, dass gerade eine in Italien lebende Autorin auf diesen Dichter gekommen ist, die aus dem Italienischen und Englischen übersetzende Golisch. Auch Charles Wright – der nach dem Schriftstellerstudium an der Iowa-Universität mit einem Fulbright-Stipendium nach Italien zurückkehrte – hat aus dem Italienischen übersetzt, u.a. die Gedichte Eugenio Montales.

Golisch hat die Auswahl und Anordnung der 50 Gedichte aus Wrights späten Sammlungen getroffen, wobei sie den gelassenen Ton im Deutschen beibehält und nicht zuletzt im Nachwort als Wrights Vormund Situation und Anliegen ihres Mündels vertritt. Der Leipziger Verleger Viktor Kalinke hat die Erläuterungen zu den chinesischen Dichtern beigesteuert, auf die Wright sich bezieht.

Der Band zeigt einen (kunst)flüchtigen Menschen auf dem Titelblatt. Schmalrückig und unscheinbar ist das Buch 2007 in der Edition Erata des Leipziger Literaturverlages erschienen und heißt nach einer Gedichtzeile „Worte sind die Verringerung aller Dinge“. – Wobei sich erst nach Lektüre erschließt, dass mit „Verringerung“ nicht Wert-Minderung, sondern angestrebte Überwindung des Allzu-Weltlichen gemeint ist – i.e. Vergeistigung nach nicht zuletzt fernöstlichem Vorbild.

Es zählt zu den unverständlichen Ungeheuerlichkeiten des Literaturbetriebs, dass dieses Unternehmen nicht die Aufmerksamkeit gefunden hat, die ihm gebührt.

Was macht Wrights Gedichte so gehaltvoll? Der Begriff „Bildungsdichtung“ passt darum so gut, weil es dem Dichter neben aller beschreibenden Abbildung und Herstellung gedanklicher Bilder stets – im ganz humanistischen Sinn – um die Auseinandersetzung mit Vorbildern geht: mit Menschen, die sich mit ihrer Kunst bereits Bilder von der Welt gemacht haben. Dass sich der Dichter in diesem Verstehensversuch besonders einigen Malern nahefühlt, liegt im Wesen des Anliegens. So beginnt Wrights „Hommage an Morandi“, S.105:

Von allen Meistern bist du es gewesen, der im Verborgenen
das Wichtigste geteilt,

Ausschließung –

Ist Form uns doch gegeben als Teil des Gegebenen,
und niemals Aufgedrängten

kratze und lösche aus, kratze und lösche aus,

solange bis die Dinge klar werden.

Der Schlüsselbegriff in dieser Passage ist „Ausschließung“, wie Golisch „exclusion“ übersetzt hat. Im Deutschen begreifen wir noch mit dem verwandten Adjektiv „exklusiv“ die einsame Spitze einer solchen Ausnahmeerscheinung.

Neben Giorgio Morandi sind es die Maler Cézanne und Mark Rothko, auf die Charles Wright immer wieder zurückkommt.

Die Werke all dieser Intellektuellen suchen im abbildenden Lesen der Welt nach Gott. Als aufgeklärte Atheisten geht es ihnen um die verheißene Erlösung – mit Mitteln der Kunst. So heißt es etwa im ersten Teil der Sinnsprüchesammlung des Titels „Apologia pro sua vita“:

Verlassenheit. Morandi, Cézanne, immer geht es um Verlassenheit.

Und Rothko. Besonders Rothko.

Trennung von dem, was uns heilt

jenseits von Malerei, jenseits von Kunst.

Lese- und Seherlebnisse bilden auch heute noch für viele von Wrights Texten, die fast 20 Gedichtsammlungen umfassen, den Anlass, sich über etwas klar zu werden; so dürften die meisten seiner – von Kennern der chinesischen Philosophie als daoistisch charakterisierten – Gedichte entstehen.

Golisch bemerkt treffend im Nachwort, S.158: „Im Sinne Adornos *antwortet* in Wrights Gedichten die Kunst gleichermaßen auf das Leben *und* auf die Kunst – ein nach allen Seiten hin offener Dialog.“

Vordringlich sind die Themen Zeit und Erinnerung. Der Dichter selbst nennt drei Hauptanliegen sein eigen: „Sprache, Landschaft und die Idee Gott“. Diese Themen erscheinen

unter Zeitgenossen ebenso wenig im Trend wie die Stilleben eines Morandi zu dessen Zeit. – In „Jede Landschaft ist abstrakt und neigt zur Wiederholung“, S. 47, steht:

Erinnerte Landschaften sind übrig in mir
wie der Stachel einer Biene,
hoffnungslos, leidenschaftlich.
Unübersetzbare Sprache.
Geheimnislos, unlöslich im Blut, handeln sie im Gegensatz
zum Absoluten, dessen Worte vertonte Einsamkeiten sind.

Jede Form von Landschaft ist autobiografisch.

Vermeehrt kreist Wright um Geschichte und Tod, setzt sich mit der Anfälligkeit des eigenen Körpers auseinander und nennt penibel die Namen von Freunden, mit denen ihn das eine oder andere erinnerte Erlebnis verbindet, als wollte er das Abstrakte an den Fakten vertäuen.

Seine Gedichtzyklen stellt er in Trilogien und diese in größere Gruppen zusammen. Der Laudator wies bei Wrights Krönung zum Lorbeerdichter (2014) besonders auf „Das Appalachische Totenbuch“ hin, ein Gedicht, das – mit dem Un-Ort „Appalachia“ seinen Zustand, Wohnort als auch seine Arbeit meinend – Wright über 30 Jahre immer wieder aufgenommen hat, um die Sinnhaftigkeit des Lebens von seinem (vorläufigen) Endpunkt aus zu stellen:

Es wundert mich immer wieder,
wie Landschaft die Toten in sich aufnimmt,
wie was wir sehen die sonderbare
Summe dessen, was wir nicht sehen, erhöht,
wie Gottes Atem unser Auf und Ab ausgleicht.
Anflug von Herbst, gedehnt und dicht gekerbt, gelöst die Züge eines
grimmigen Angesichts.
Aufflackern hier und dort,
virtuelle Wirklichkeit,
Zeit, in die lange Teilung einzutreten.

Aus: Das Appalachische Totenbuch, S.45

Die Gedanken zur Vergänglichkeit werden von einem hellwachen Bewusstsein lebendig gehalten. Indem der Dichter Gerüche, Hintergrundgeräusche wie den Rasenmäher des Nachbarn, Wolkenformationen und Farben, so exakt er es vermag, beschreibt, setzt er alle Theorie der Probe aufs Exempel aus, bricht sie durch Gegenwärtigkeit des eigenen Empfindens. Das macht den Reiz der Gedichte aus: der Gegensatz aus Beobachtung und Ahnung, Zeitlosigkeit und Augenblicksaufnahme, Erinnerungen und Echtzeit. Selbst das

Heim des Dichters, sein Zustand: am Schreibtisch, wird bei diesen Selbstgesprächen bei offener Gartentür stets mit beschrieben. Alltagsschnipsel erden gewissermaßen Wrights Meditationen; eine Vorliebe, die er mit einem anderen Lieblingsdichter teilt, Gerard Manley Hopkins, der sich die tägliche Übung des Beschreibens der Wolkenformation auferlegt hatte. Auch Emily Dickinson, die ihr Zimmer in Amherst, Massachusetts, kaum je verlassen hat, ist Wright seelenverwandt.

Es ist eine Schande, dass viele Dekaden ins Land ziehen mussten, bis Wright ins Deutsche übertragen wurde; erfuhr er doch in den USA seit den 1970er Jahren steigende Wertschätzung und gilt dort als einer der wichtigsten und eigenwilligsten Dichterpersönlichkeiten seiner Generation. (Zugegeben: Nobelpreisträger Eugenio Montale und ein anderer auf Wrights Schreibtisch befindlicher Nächster, Hart Crane, mussten auch ein halbes Jahrhundert warten, bevor man sie deutsch veröffentlichte; von Theodor Roethke gibt es überhaupt noch nichts.) Er gilt als Einziger, der exakt Beschriebenes zum Seh- und klanglich Gestaltetes zum Hörerlebnis macht. Für seine Betrachtungen der Welt hält sein Hinterhof in Charlottesville, Virginia, als Mikrokosmos her, in dem alles in der Welt Mögliche – nur bescheidener – vorkommt.

Vielleicht ist es müßig, das mangelnde Desinteresse an diesem Dichter zu untersuchen. Es wird so viel Unerhebliches gedruckt, dass es das Bedürfnis nach Erhebendem erdrückt. Es mag auch daran liegen, dass die Erwartungshaltung, die wir den USA entgegenbringen, Fast Food ist, Pop; wahre Nahrung verkauft sich nicht.

Ich wünsche Wright, wie der kürzlich wieder entdeckte John Williams, dessen langsamer Entwicklungsroman „Stoner“ überraschend ein 50 Jahre verspäteter Bestseller wurde, die Aufmerksamkeit zu bekommen, die ihm zusteht. Denn mit seiner Dichtung zeigt Wright nicht weniger als das, was uns Religionen versprochen haben: Erlösung.

Woran ich mich erinnere, erlöst mich
entblößt mich und bringt mich zur Ruhe <...>

„Apologia pro sua vita“ III

Charles Wright. Worte sind die Verringerung aller Dinge. 50 Gedichte. Aus dem amerikanischen Englisch von Stefanie Golisch. Leipzig: Edition ERATA 2007 = edition neue Lyrik band 22

ISBN 978-3-86660-033-1